

Dezember 2004

Was heißt hier missionarisch?

von Matthias Clausen

Teil 2: Kreativ, flexibel
und vernetzt

Über Mission lässt sich trefflich debattieren. Unnötig zu sagen, dass es nichts Unmissionarisches gibt als dabei stehen zu bleiben. Mission ist praktisch, oder sie ist nicht Mission. Wie zeigt sich ein missionarischer Lebensstil – für uns als einzelne und als Teil einer größeren Gemeinschaft (Gruppe, Gemeinde)? Welche Arbeits- und Lebensformen gibt es und wie stehen sie zueinander in Beziehung? Fragen über Fragen. Die Antworten bestehen zum Teil aus „Hausaufgaben“: Mission ist eine beständige Herausforderung an unsere eigene Kreativität und Flexibilität. Denn die Botschaft ist im Kern immer die gleiche (die beste) – aber die Adressaten sind immer einzigartig individuell.

1. Hingehen statt kommen lassen. Zur Strategie

Mission heißt, dass wir uns mit unserem ganzen Leben einklinken in Gottes große Mission. Diese große Mission ist ein einziges Zuvorkommen. Gott ist zuvorkommend! Seine Liebe zu uns, sein Entschluss, uns haben zu wollen, stehen am Anfang - nicht unsere Reaktion darauf. Missionarisch zu sein heißt für uns, genauso zuvorkommend zu sein: Hingehen. Auf die Menschen zugehen, die wir erreichen wollen.

Ganz wörtlich: den Mut fassen, ein Gespräch tatsächlich anzufangen. Oft sind die Ursachen einer geringen missionarischen Ausstrahlung kein bisschen mysteriös. Daher gehen auch manche komplexen Strukturdiskussionen in Gemeinden und Gruppen am Kern der Sache vorbei. Machen wir den ersten Schritt vor dem zweiten! Nutzen wir die Möglichkeiten zum missionarischen Gespräch, die jeder von uns längst hat. Erst von da aus bekommen weitere Überlegungen den nötigen Realismus.

Hingehen – das gilt aber auch in einem tieferen, grundsätzlichen Sinn: Jede missionarische Arbeits- und Lebensform hat sich aktiv auf die Menschen einzustellen, die erreicht werden sollen. Missionstheologen sprechen hier gerne von einer Geh-Struktur - im Gegensatz zur Komm-Struktur. Komm-Struktur, das heißt: Wir erwarten von den Menschen, dass sie von sich

aus herkommen. Dass sie aus ihrem gewohnten Umfeld in ein ungewohntes eintauchen. Dass sie statt in die Kneipe in die Kirche gehen, und dass sie dabei neben dem Evangelium eine ihnen völlig fremde Kultur akzeptieren. Das fängt bei Orgelmusik und ungeheizten Räumen an und hört bei der Ausdrucksweise noch lange nicht auf.

Wenn wir zum Glauben einladen, meinen wir damit nicht: ‚Werdet in allem so wie wir!‘ (Hört die gleiche Musik, habt die gleiche Gebetshaltung, verbringt auf die gleiche Art eure Freizeit, tragt die gleiche Kleidung). Das Evangelium ist für alle, für Menschen aller Zeiten und aller Kulturen. Nehmen wir z.B. einen jungen Erwachsenen des Jahres 2004; nehmen wir an, er ist freundlich, aber ein wenig egozentrisch, wie selbstverständlich genussorientiert, in Maßen tolerant, begrenzt engagiert, so gut wie konfessionslos erzogen, dem Glauben gegenüber ironisch distanziert – ein solcher Mensch ist nicht etwa weiter weg vom Evangelium als seine frühere Schulfreundin, die in einer Baptistenfamilie aufgewachsen ist, eine Karriere in gemeindlicher Kinder- und Jugendarbeit hinter sich hat, sich in Bibelkreis und Gebetsgemeinschaft zurecht findet, die sich bei alledem aber dennoch unmerklich vom Zentrum ihres Glaubens, von Jesus, entfernt hat.

Noch ein Fachwort: Es geht um Kontextualisation, das Sich-Einstellen auf den Lebenskontext des andern. Wie können wir dem erstgenannten Menschen ohne frommem Hintergrund missionarisch begegnen? Welche Sprache brauchen wir, damit das Evangelium für ihn verständlich wird? Wo kommen wir überhaupt mit ihm in Kontakt? Wo ist sein natürlicher Lebensraum? Was am Christsein ist auch für ihn zentral, und was ist nur unsere eigene, liebgewordene fromme Kultur? Eine solche Geh-Struktur, eine Suche nach kultureller Nähe zum andern ist kein Zugeständnis, kein Sich-Verbiegen, sondern biblisch. „Ich bin allen alles geworden, damit ich auf alle Weise einige errette“, so Paulus (1. Kor. 9,22b).

Jede missionarische Arbeits- und Lebensform hat sich aktiv auf die Menschen einzustellen, die erreicht werden sollen.

+

+

+

+

+

+

+

+

+

2. Miteinander reden.

Das missionarische Gespräch

Mission ist Beziehung. Daher ist es oft etwas künstlich, wenn beim Thema „missionarische Gesprächsführung“ immer beteuert wird, dass man zunächst eine echte Beziehung aufbauen muss, bevor man über den Glauben reden kann. Anders geht es ja gar nicht. Der Sektierer, der mich in der Fußgängerzone mit seinen Weisheiten überrumpelt, führt kein wirkliches Gespräch mit mir, er monologisiert. Fernab davon, mich wirklich neugierig zu machen, kann er mir meist nicht mal vermitteln, warum sein Glaube für ihn selbst wichtig ist. Er wirkt eher getrieben.

Es gibt allerdings auch eine Begabung dafür, sehr bald auf eine Gesprächs- und Beziehungsebene zu kommen, auf der das Reden über den Glauben stimmig ist. Ich denke, das ist ein Teil der Gabe der Evangelisation. Wer sich vorstellen kann, diese Gabe zu haben, sollte sich unbedingt Gelegenheiten geben, sie zu praktizieren. Das heißt für die andern innerhalb einer christlichen Gruppe oder Gemeinschaft: Für die evangelistisch Begabten kann es wichtig sein, dass sie von anderen Aufgaben weitgehend freigestellt werden. Und dass die andern ihnen den Rücken stärken.

Dass einige hier besonders begabt sind, heißt aber nicht, dass die andern nicht auch sprachfähig werden könnten. Mission ist Beziehung – und jede Beziehung ist einzigartig. Der Kontakt, den jeder von uns zu bestimmten Nicht-Christen hat, ist einzigartig. Mein Vorschlag: Bitten wir Gott darum, einen konkreten Menschen mit seinen Augen sehen zu können. Das heißt ja, dass wir diesen Menschen um seiner selbst willen schätzen lernen. Und dass wir ihn gerade nicht ‚verzwecken‘

– ob für die eigene Unterhaltung, die eigene Lebensqualität, oder als potentiellen ‚Missionserfolg‘. Das Bedürfnis, ihn mit Gott in Kontakt zu bringen, ist dann ein Ausdruck der Wertschätzung diesem Menschen gegenüber. Jetzt aber ein paar konkrete Tipps. Gerade wenn mir der andere wichtig ist, muss ich mir gut überlegen, wie ich ihm das vermitteln kann, was mir wichtig ist. Praktische Überlegungen zum Gesprächsverlauf sind also keine Rezepte, sondern Ausdruck bewusster Kommunikationspflege. Nicht der Versuch, den andern zu überreden, sondern Ausdruck von Respekt und Sensibilität. (1)

1) Nicht alles auf einmal

Manche Gesprächspartner von Christen sind wie die Grünpflanzen in meiner Wohnung: Wochenlang sind sie völlig verwaist, dann werden sie plötzlich überschwemmt (ich bin eben viel unterwegs). Jeder Mensch kann aber nur eine begrenzte Menge neuer Informationen auf einmal aufnehmen. Das Neue, das dem andern zunächst Ungewohnte (Stimulanz), muss eingebettet sein in Bekanntes (Redundanz). Außerdem empfiehlt es sich, ein gutes Gespräch mit dem Hinweis aufzuhören: „Lass uns demnächst weiter darüber reden.“ So wird der andere nicht gleich überfordert und zugleich neugierig gemacht auf mehr.

2) Gottes aktuelles Thema für den andern finden

Dasselbe Evangelium wird für unterschiedliche Menschen an je unterschiedlichen Punkten zuerst relevant. Jesus selbst begegnet jedem Menschen im Neuen Testament individuell. Fragen wir uns also: Was ist Gottes aktuelles Thema für den andern? Was beschäftigt ihn? Sein Lebensentwurf, seine Beziehungen? Die Frage nach verlässlicher Wahrheit? Wichtig ist: Das Evangelium ist nicht darauf angewiesen, dass wir beim andern künstlich Bedürfnisse ‚schaffen‘. Auch wenn ein Mensch den Eindruck hat, Gott nicht zu brauchen: Gott braucht ihn. Er sehnt sich nach ihm. Menschliche Bedürfnisse sind oft natürliche Ausgangspunkte für das missionarische Gespräch. Aber auch wenn solche Bedürfnisse fehlen, wird das Evangelium dadurch nicht weniger wahr. Je mehr ein Mensch von Gott erlebt, desto mehr wird er sowieso merken, dass sich auch seine Fragen verändern. Das macht das missionarische Gespräch aber nicht schwieriger, sondern spannender.

3) Missverständnisse – Kritik – Argumente

In unseren Breitengraden heißt Mission oft, zuerst Missverständnisse aufzuklären. Das ist schon an sich eine missionarische Chance. Dass Gott ganz anders ist als die Bilder von ihm in den Köpfen vieler Zeitgenossen, kann sie erstmals wirklich neugierig machen. Zum Umgang mit Vorurteilen und Kritik gibt es außerdem einige hilfreiche Regeln: Selbstverständlich (und ein Ausdruck der zuvorkommenden Liebe Gottes) ist es, den andern ausreden zu lassen. Eventuell zu spiegeln, was er sagt, d.h. es noch mal in eigenen Worten zusammenzufassen, um zu klären, ob man ihn verstanden hat. Sonst droht das Gespräch zu einer bloßen Wiederholung gegensätzlicher Standpunkte zu werden, weil jeder meint, nur laut genug schreien zu müssen, und dann wäre alles klar.

Und weiter: Berechtigte Kritik sollten wir umstandslos akzeptieren, z.B. den Hinweis auf dunkle Seiten der Kirchengeschichte. Auch unberechtigte Kritik sollten wir so fair wie möglich auffassen und erst dann antworten. Wo gute Argumente möglich und gefragt sind, weil der andere ein echtes denkerisches Interesse hat, sollten wir auch zum Argumentieren bereit sein. Ein verstandesmäßiger Zugang zum Glauben ist keinesfalls weniger geistlich als ein gefühlsmäßiger. Wichtiger als ein argumentativer ‚Sieg nach Punkten‘ ist allerdings, überhaupt im Gespräch zu bleiben. Und dabei aufrichtig zu sein. Der paradoxe Effekt kann gerade ein größeres Vertrauen beim andern sein. Er merkt: Dieser Christ verdrängt auch eigene Fragen nicht. Es lohnt sich, mit ihm zu reden. Meine Überzeugung ist, dass Gott nicht anders wirken will als durch unsere Ehrlichkeit.

4) Den Sack zubinden

Manchmal sind wir Christen überinformiert, was missionarische Gespräche angeht (ob durch

Bitten wir Gott darum, einen konkreten Menschen mit seinen Augen sehen zu können.

(1) Zu diesem Thema empfehle ich das Buch von Nick Pollard: „Von Jesus reden?! Evangelisieren ein bisschen einfacher gemacht“, Francke / Edition SMD, Marburg 2004

Bücher oder durch in_form-Artikel). Wir haben so viele kommunikative Benimmregeln im Kopf, dass wir uns kaum noch trauen, eine deutliche Einladung zum Glauben auszusprechen. Man kann aber lernen zu erspüren, ob und wann man einen Menschen, mit dem man im Gespräch ist, z.B. zu einem Gebet einladen kann. Natürlich gibt es viele Wege zum Christwerden; und auch für Menschen, die als Erwachsene zum Glauben kommen, ist das selten ein rein punktueller Ereignis. Aber eine praktische Hilfestellung, wie Glaube erfahrbar werden kann, sollten wir schon geben können.

Hinter einem solchen Angebot steckt ja das Zutrauen auf Gottes Verheißung, dass er den andern erreichen kann und will. Das hängt ja nicht von unserer Überredungskunst ab. Mit diesem Wissen im Hinterkopf, gepaart mit der nötigen Sensibilität, können wir uns ruhig ein bisschen mehr trauen.

3. Kreativ, flexibel und vernetzt. Formen missionarischer Arbeit

1) Organisation v/s. Spontaneität?

Im Zentrum von Mission steht das persönliche Gespräch. Denken wir nur daran, wie wir selber zum Glauben gekommen sind: Fast immer haben intensive Kontakte zu einzelnen Menschen die prägendste Rolle gespielt. Warum dann überhaupt missionarische Aktionen planen, wenn doch das Wesentliche spontan abläuft, im unmittelbaren Umfeld? Zwei Gründe:

Erstens: Über unser unmittelbares Umfeld erreichen wir eben nur unsere unmittelbaren Bekannten. Was aber ist mit den restlichen (unzähligen) Menschen schon allein in unserer örtlichen Nähe? Unser Auftrag bezieht sich auch auf sie. Zweitens – und noch grundlegender: Einzelkontakte und größere Veranstaltungen sind keine Konkurrenten, sondern brauchen einander. Die schönste evangelistische Vortragsreihe in der Gemeinde nützt wenig, wenn sie nicht von einem Netzwerk missionarischer Beziehungen getragen ist. Es muss Christen geben, die mit ihren Freunden und Bekannten schon im Gespräch sind und sie dann zu einer größeren Veranstaltung mitbringen. Umgekehrt gehen von eben dieser Veranstaltung wertvolle Impulse aus für das weitere persönliche Gespräch.

Seien wir ehrlich: Oft lernt man erst im Zuge einer missionarischen Aktion, wirklich sprachfähig zu werden. Wer sich während eines Stadtteilstestes hinter den Infostand seiner Gemeinde stellt, präsentiert sich damit schon als prinzipiell ansprechbar. Jetzt wird er gefragt, ob er will oder nicht. Und beim Antworten merkt er: Es geht! Ich kann über meinen Glauben reden. Ich kann zumindest ansatzweise verständlich machen, was mir am wichtigsten ist. Es kann helfen, sich selbst hin und wieder einen solchen Schubs zu gönnen. Im kühlen Nass der Praxis lassen sich eigene Gaben besonders gut entdecken. Und oft ist es auch genau da, dass man Gott bei der Arbeit zuschauen kann.

2) Gesprächskreise

Auf guten Parties ist es zu späterer Stunde regelmäßig soweit: Die letzten Versprengten sammeln sich – meist in der Küche. Nach müde kommt nicht immer doof, sondern manchmal auch ernst: Man redet über wirklich Wichtiges – über Menschen, die für einen Bedeutung haben, über das eigene Leben, vielleicht sogar über Gott. Es gibt Menschen, für die haben solche Momente weitaus mehr Lebensqualität als die Stunden voller Lärm und Small Talk vorher. Die fernseh-geschädigte Generation hungert nach wesentlichen Gesprächen. Gesprächskreise haben mehrere Vorteile: Sie sind leicht aufzubauen. Mehr als 2, 3 engagierte Mitarbeiter braucht es nicht. Sie bieten Kontinuität, wöchentlich oder 14tägig. Aus dem regelmäßigen Kontakt im Kreis können tiefere Beziehungen erwachsen. Sie sind flexibel: Die Themen können spontan auf die Teilnehmer zugeschnitten werden. Die kleine Zahl von Besuchern ist Programm: Entscheidend ist eine gesprächsfreudige Atmosphäre. Jeder soll alles sagen dürfen; die Christen im Kreis beziehen deutlich Position, aber sind für jede Anfrage offen. Da ist es eher hilfreich, wenn nicht allzu viele Christen dabei sind. Das Zahlenverhältnis zwischen Veranstaltern und Gästen muss ausgewogen sein.

Zwei Beispiele für kleine missionarische Kreise, wie wir sie v.a. aus der Arbeit der Hochschul-SMD kennen. Ich halte sie jedoch für prinzipiell auf andere Kontexte übertragbar (Gemeinde, Freundeskreis). Beide Beispiele haben eine je eigene Akzentsetzung (2):

-Skeptikerkreis: Zu jedem Termin wird gesondert eingeladen; wenn auch mit der Hoffnung auf ‚Stammkundschaft‘. Christen geben ein Thema vor, vielleicht mit einem kurzen Impuls am Anfang. Danach ist das Gespräch auch schon eröffnet. Mögliche Themen sind zum einen ‚Klassiker‘: Existenz Gottes; Gott und das Leid; Jesus; Glaubwürdigkeit der Bibel; Christentum und andere Religionen usw. Zum andern kann man bei menschlichen Grundfragen ansetzen: Identität; Sinnfrage; Selbstwert; Lebensgestaltung usw.

-Glaubensgrundkurs (3): Erwünscht ist eine regelmäßige Teilnahme über einen begrenzten Zeitraum (4-6 Abende). Zentrale Inhalte des Glaubens werden verständlich und den jeweiligen Gästen gemäß ‚aufbereitet‘ und offen zur Diskussion gestellt. Es geht aber nicht nur um Information – Beziehungen und Vertrauen untereinander sollen wachsen. Wichtig ist eine gastfreundliche Atmosphäre, gutes Essen – eben „Gottes Gastfreundschaft im Leben der Gemeinde“ (Wolfgang Vorländer).

3) Offene Abende

Offen gesagt: Ich mag voll besetzte Auditorien gern. „Was kommt nach dem Kinderglauben? Zu Persönlichkeitsentwicklung und religiöser

Die schönste evangelistische Vortragsreihe in der Gemeinde nützt wenig, wenn sie nicht von einem Netzwerk missionarischer Beziehungen getragen ist.

Es geht aber nicht nur um Information – Beziehungen und Vertrauen untereinander sollen wachsen.

+

+

+

+

+

+

+

(2) Zu einer weiteren bewährten Form siehe Ada Lum: Missionarisches Bibelleben, Porta-Impulse 1, SMD-Zentralstelle

(3) Die SMD hat selbst einen Kurs entwickelt: „Basics“. Infos dazu über die SMD-Zentralstelle. Weitere aktuelle Beispiele: Der Alpha-Kurs von

Nicky Gumbel; oder der Kurs „Farbwechsel“ von Wolfram Kopfermann. Empfehlenswert ist auch „Glaube hat Gründe“ von Klaus Douglass (Kreuz Verlag 1994).

+

+

+

+

+

+

Sozialisation“, war das Thema des Vortrags. Und der Saal war voll. Wir hatten an mehreren Stellen einfach Glück gehabt (wenn man das als Christ so sagen darf): Ein guter Referent, als Dozent an der Uni bekannt und noch dazu beliebt. Der hatte selbst ein hervorragendes Thema vorgeschlagen, das unterschiedliche Fachbereiche ansprach und zugleich auf natürliche Weise eine persönliche Zuspitzung nahe legte. Und das beste: Der Saal war nicht nur voll, es ergaben sich auch eine Reihe guter Gespräche im Anschluss.

Solche Abende können viel bewirken. Umso wichtiger sind Thema und Referent! Frommer Stallgeruch allein reicht nicht, die Person sollte auch etwas zu sagen haben; profiliert christlich, aber nicht einseitig; geschäftsfähig; fachlich kompetent und gut vorbereitet... Wir haben schon hohe Ansprüche! Im Interesse der Menschen, die wir erreichen wollen, sind die aber gerechtfertigt. Kritische Nachfragen, wer denn da als Referent eingeladen werden soll, sind also angebracht.

Selbstredend gibt es noch viele andere Formen Offener Abende. Eine davon: Ein missionarischer Gottesdienst („Gottesdienst einmal anders“ / „Für Kirchenfrustrierte“). Der kann in der Kirche stattfinden, aber ebenso an einem neutralen, nicht-kirchlichen Ort (Café, öffentlicher Vortragsraum, Stadtteilzentrum o.ä.). Missionarisch (und nicht nur ein Service für Christen) wird ein solcher Gottesdienst durch die konsequente Ausrichtung auf die Zielgruppe. Wen genau möchten wir erreichen? Die Erfahrung zeigt, dass eine möglichst konkrete Festlegung (Altersgruppe, ‚Subkultur‘, Grad des Interesses an Glauben und Kirche) hilfreich ist. Wer bei jedem einzelnen Angebot pauschal ‚alle‘ erreichen will, erreicht gerade dadurch oft insgesamt weniger.

Es empfiehlt sich daher, vorab die gewünschten Adressaten ins Auge zu fassen und auf ihr Feedback dann auch besonderen Wert zu legen.

Sollten also Christen die Werbung zu weltlich, die Musik zu laut finden, ist das noch kein zwingendes Gegenargument. Der Vorteil dieser Arbeitsform: Sie kann wiederholt werden, je nach Größe des verantwortlichen Teams in längeren oder kürzeren Zeitabständen (z.B. alle 3 oder 2 Monate). Mit anderem Thema, anderem Prediger, aber in ähnlicher Form. Zum Event-Charakter kommen dann der Übungseffekt für das Team und der Wiedererkennungseffekt für die Zielgruppe hinzu.

4) Evangelistische Vortragsreihe

Ich sage bewusst nicht ‚Evangelisation‘, denn dieses Wort gilt auch für alles bereits Gesagte. Alles, was dazu beiträgt, dass Menschen Jesus kennen lernen, ist Evangelisation – nicht nur die groß angelegte Vortragsreihe. Diese allerdings hat m.E. nichts von ihrer Aktualität und Wirkung eingebüßt. Für Menschen auf dem Weg zum Glauben ist ein evangelistischer Vortragsabend oft ein Knotenpunkt: Er kann einen längeren Denkprozess überhaupt erst anstoßen, der

dann im persönlichen Gespräch weiter begleitet wird. Oder aber er bietet nach einer längeren Anlaufphase die Gelegenheit, einen ersten, verbindlichen Schritt im Glauben zu gehen.

Zur Gestaltung des Rahmens gilt ähnliches wie bei missionarischen Gottesdiensten: Welcher Raum macht es unseren Wunschgästen leicht zu kommen? Schon Paulus hat in Ephesus eine missionarische Marathon-Vortragsreihe in einer öffentlichen Schule abgehalten (Apg. 19,10). Wie muss das Rahmenprogramm aussehen, damit unsere Gäste sich entspannen können und sich nicht fehl am Platz fühlen? (Nicht alles, was mancher Kircheninsider als ‚frisch‘ und ‚peppig‘ empfindet, kommt auch wirklich so an. Hier kann weniger mehr sein.) Welche Art von Redner brauchen wir, welchen Vortragsstil? Wo und wie wollen wir die Gelegenheit zur Reaktion auf das Gesagte geben? Und nicht zuletzt: Welche Art von Werbung brauchen wir, um auch über unseren Bekanntenkreis hinaus Menschen anzusprechen? Wie können wir Menschen ansprechen und neugierig machen?

Denkt man an eine längere Vortragsreihe, sind die ersten Planungen dafür gut ein Jahr im Voraus anzusetzen. Auch hier reicht zunächst ein kleineres Team; im unmittelbaren Vorfeld sind dann allerdings wesentlich mehr Mitarbeiter nötig. Das Gute ist: Über den unmittelbaren Effekt hinaus kann eine solche Großaktion über Jahre hin für Gesprächsstoff sorgen, unter Christen wie Nichtchristen. Dass gute missionarische Beziehungen und gut gemachte Großereignisse voneinander profitieren, wird hier ganz deutlich.

5) Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt

Ich bin gespannt auf die Formen missionarischer Arbeit, die sich in nächster Zeit herauschälen werden. Die Begegnung des immer gleichen Kerngehalts unserer Botschaft mit immer wieder neuen kulturellen Gegebenheiten müsste eigentlich zu ständig neuen missionarischen Lebensäußerungen führen. Als Christen in verschiedenen Berufszweigen, mit unterschiedlichen Erfahrungshorizonten, Herangehensweisen und Fähigkeiten, haben wir hier noch viel kreatives Potenzial. Das gilt es auszuschöpfen. Nicht aus dem eher rührigen Bemühen heraus, nur ja aktuell zu sein. Sondern weil der Gott, an den wir glauben, selbst die Quelle aller Kreativität ist. Er verdient unseren ganzen Einfallsreichtum. Er und die unzähligen Menschen, die wir mit ihm in Kontakt bringen möchten.

Missionarisch wird ein solcher Gottesdienst durch die konsequente Ausrichtung auf die Zielgruppe.

+

+

+

+



Der Autor dieses Artikels, Matthias Clausen (32), hat Theologie studiert und war bis Sommer 2004 Reisesekretär der Hochschul-SMD für den Bereich NRW-Nord und Weser-Ems. Jetzt ist er Vikar in Essen. Der Beitrag wurde zuerst in der Arbeitshilfe „transparent spezial“ abgedruckt und wurde für in_ form vom Autor redigiert.